

Geiselnern, also man paßt sich an, oder man versucht, indem man mit Geiselnern Kontakt aufnimmt und auf freundliche Weise versucht, mit ihnen zu reden, dann doch noch etwas für sich und für andere zu erreichen.“ Wie würden Sie, nach dem, was Sie jetzt wissen und gehört haben und auch nach dem, was wir heute diskutiert haben, die Formel „Kirche im Sozialismus“ in dieses Schema einordnen?

Prof. Dr. Richard Schröder: Ich stimme denen zu, die sagen, sie sei spezifisch unklar gewesen. Das sage ich auch nicht erst hinterher, sondern das habe ich 1988 auch in Westberlin drucken lassen. Sie ist spezifisch unklar gewesen. Sie ist nie dazu geeignet gewesen, das zu sein, was sie für manche sein sollte: Eine echte Ortsbestimmung. Sie ist zweifellos eine Aufnahme der Sprache der Genossen. Das kann man vor allen Dingen, finde ich, an diesem eigentümlichen Gebrauch des Wortes Sozialismus nachweisen. Dieses hier schon zitierte Wort von Seigewasser stammt nämlich noch aus der Zeit, wo das Wort Sozialismus – man hat ja sozusagen die sozialistische Staatlichkeit noch nicht so sehr hochgehängt – zunächst ein Name für die Gesellschaft in ihrem Status quo, für den Staat DDR, für das sozialistische Weltlager und irgendwie auch noch für die Weltanschauung war. Das Ja, das Seigewasser da von der „Kirche im Sozialismus“ erwartet, ist konkret, wenn man den Text genauer nachliest, die Akzeptanz der Zweistaatlichkeit. Es ist zweifellos ein Entgegenkommen gegenüber dem Staat, eine Übernahme von Terminologie, die nicht auf theologischem und auch nicht innerkirchlichem Boden gewachsen ist. Das ist in meinen Augen ganz selbstverständlich. Die Formel hat sich aber gerade in diesem Charakter um den Preis der Klarheit auf die Sprache der anderen Seite eingelassen. Die Formel ist in dieser Hinsicht aber nicht geeignet, zu beschreiben, wie in der Kirche mehrheitlich gedacht worden ist. Mir ist jetzt erst wieder ein Papier in die Hände gefallen, das, glaube ich, für unsere Frage: Wie ist denn nun „Kirche im Sozialismus“ konkret gedacht worden, aufschlußreich ist. Eine Synode des Bundes hat Anfang der siebziger Jahre dem Ausschuß Kirche und Gesellschaft zwei Fragen gestellt. Die erste Frage hieß, wie sich Zeugnis und Dienst der evangelischen Kirche in einer sozialistischen Gesellschaft vollziehen müßten. Und die andere Frage lautete, wie sich die christliche Botschaft des Evangeliums zur Ideologie, speziell zur marxistisch-leninistischen Ideologie verhalte. Dazu sind dann von dem Ausschuß zwei Ausarbeitungen gemacht worden, die, muß ich nun sagen, fatalerweise nie veröffentlicht worden sind, sondern am 12./13. Januar 1973 von der Konferenz der Kirchenleitung zur Kenntnis genommen und freigegeben wurden für die Diskussion von Gremien und Einzelpersonlichkeiten, die sich mit diesen Fragen beschäftigen wollen. Der letzte Satz des Vorspruchs lautet: „Eine Veröffentlichung, auch auszugsweise, ist nicht gestattet.“ Ich will einmal ausdrücklich auf diese Papiere hinweisen, weil sie den ersten Versuch eines synodalen Gremiums dokumentieren,

die Situation, die durch die Konstitution des Bundes entstanden ist, zu thematisieren. Was heißt das konkret: Wir sind „Kirche in der DDR“? Ich will kurz sagen, diese beiden Papiere sind sehr kritisch. Das dürfte dann auch der Grund sein, was ich nicht gutheißen kann, daß sie nie veröffentlicht worden sind. Die Formel war so etwas wie ein Plakat nach außen, und wir haben nun außerdem noch die Papiere, in denen das steht, was mehrheitlich – jedenfalls in diesem Ausschuß – zum Thema gedacht worden ist, auf dem Tisch liegen und haben mit dem Problem zu tun, daß offenbar die Kirche nicht stark genug war, das wieder zusammenzubringen.

Noch ein Detail zu dem Status dieses Papiers. Mir ist erzählt worden, man habe es dann der Synode des Bundes vorgelegt, habe aber große Angst gehabt, daß die anwesenden Staatsvertreter es in die Hand bekämen, weshalb jeder Synodale es in einem geschlossenen Umschlag auf den Tisch gelegt bekommen habe. Es ist den Synodalen bekannt gemacht worden, aber man hat nicht einmal den Mut gehabt zu einer nicht dirigierte innerkirchlichen Öffentlichkeit. Obwohl, wenn das Papier eine größere Verbreitung gefunden hätte, wir sehr viel mehr von den Klärungsprozessen hätten durchlaufen können, die nötig gewesen sind und die, das muß ich nun auch noch sagen, in bestimmten Räumen der evangelischen Kirche auch immer betrieben worden sind, namentlich an den Kirchlichen Hochschulen, auch an den Evangelischen Akademien zum Teil. Der langen Rede kurzer Sinn: Wir haben mit dieser Formel einen Preis der Unklarheit geliefert, den wir lieber nicht hätten zahlen sollen. Ich habe immer die Meinung vertreten, mit „Kirche in der DDR“ wären wir viel besser gefahren. Aber die Behauptung, daß dieser Name nun für das stehen könne, was in der Kirche mehrheitlich gedacht und gesagt worden ist, diese Behauptung, die dann manchmal, wenn es auf Schlagzeilenniveau kommt, in die Welt gesetzt wird, der kann man getrost widersprechen. Dazu sind nun diese beiden Dokumente auch ganz hilfreich.

Gesprächsleiter Superintendent Martin-Michael Passauer: Bruder Krusche, Sie gehörten zu den Architekten oder zumindest zu denjenigen, die bei der Gründung des Bundes mit dabeigewesen sind. Sie galten und gelten bei vielen unter uns als ein sehr integerer Mann, der die Klarheit in der Sprache gewählt hat, und Sie haben in diesem schon von mir vorher erwähnten Vortrag 1991 den Satz gesagt: „Kirche im Sozialismus war ein Weg, der erst im Gehen zum Weg geworden ist.“ Das heißt, zu Beginn dieses Weges und zu Beginn des Begriffes ist offensichtlich Ihnen und anderen der Weg, den Sie zu gehen hatten, noch nicht deutlich genug gewesen. Ob Sie uns ein bißchen von diesen Erfahrungen, die Sie gemacht haben, erzählen?

Bischof i.R. Dr. Werner Krusche: Ich kann kein Heldenepos erzählen. Ich würde vielleicht unter die Anpasser gezählt. Ich gestehe, ich hatte einige Mühe, heute bei manchem zuzuhören, aber nun habe ich bis zum Schluß warten müssen. Es war eine ziemliche Strapaze für mich. Der Weg im Sozialismus